

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 39

Artikel: Die Aussteuer [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 39 -- XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 30. September 1922

Stimmen der Natur.

Von Eugen Sutermeister.

Die Blumen neigen prachterschöpft ihr Haupt,
Da habe fein zu hören ich geglaubt:
„O daß du uns verstehst:
Auch du vergehst.“

Ein Vöglein legt sich jangesmüd und stirbt
Und im Verlöschen noch sein Stimmlein zirpt:
„O daß du mich verstehst:
Auch du vergehst.“

Der Baum läßt schauernd fallen Blatt um Blatt,
Das lispelnd sinkt zur letzten Ruhestatt:
„O daß du mich verstehst:
Auch du vergehst.“

Der Strom erlahmt und löst sich auf im Meer,
Nun rauscht ein Sang gewaltig von daher:
„O daß du mich verstehst:
Auch du vergehst.“

Der Sonnenball im Westen still verglomm,
Da winkt der letzte Strahl mir tröstlich: „Komm“,
O daß du mich verstehst
Und so vergehst.“

Die Aussteuer.

Erzählung von Franz Odermatt.

2

Und Anna begann mit ihrer Aussteuer. War die Arbeit anfänglich Spiel und Zeitvertreib, kam alsbald ein ernster Eifer über sie, der vielleicht durch die kühle Reserve der Mutter geweckt worden war. Stück um Stück ward fertig, die Kästen füllten sich nach und nach mit schneeweißen Linnen. Die Möbelschreiner brachten die Bettgestelle, die Sattler die Matratzen, eins ums andere. Freilich ging es langsamer als bei Gertrud. Damals waren sie noch selbst dritt, nun waren nur mehr ihrer zwei zum arbeiten und die Mutter hielt darauf, zuerst die Kunden zu bedienen. Annas unermüdlischer Fleiß vermochte den Ausfall doch nicht zu decken. Sie begnügte sich auch nicht mit etwas halbem und wußte wohl Bescheid, was zu einer guten Aussteuer gehörte; sie ermangelte auch nicht zu fragen, was diese und jene auf dem Brautfuder geführt habe. Auf solche Fragen konnte ihr jedes Kind Auskunft geben.

Als nach Ostern eine flauere Zeit kam, hätte Frau Merkle es einrichten können, der Tochter beizustehen, allein sie ließ lieber die Hände im Schoße ruhen. Auf einmal ward sie des Glückes ihrer Tochter inne, das sich in dem fleißigen Rühren ihrer Hände ausdrückte. Ihre Finger hüpfen wie flinke Finklein von Zweig zu Zweig und wehken

die Schnäbel wie verliebte Wasserstelzen. Ihre Geschäftigkeit war von ganz anderer Art, als die Gertrudens gewesen war. Anna mangelte die Feierlichkeit, die Erbauung. Seit sie einmal über die Ohren gehauen worden war, marktete sie bei ihren Einkäufen wie ein Jude, sie verglich die Stoffe, verfaserte die Fäden, sie hatte sich eine Fachkenntnis angeeignet, auf die mancher Großkaufmann stolz gewesen wäre.

Sie wußte auch Bescheid über die Stilarten der Möbel und machte selbst Entwürfe, mengte aber wie nach einem Rezept im Kochbuch alles Unmögliche durcheinander und kein Einwand vermochte ihren Willen zu brechen. Je härter es gegangen war, bis sie es durchgefickt hatte, desto lieber war ihr ein Gerät.

Frau Merkle suchte ihre Sorge zu verbergen. Anna mußte wegen ihrer schwächlichen Konstitution von Rindsbeinen an geschont werden. Ihr Wille war in ihrem Hause Gesetz. Und sie hatte noch die andere unangenehme Eigenschaft, daß sie gerne von einem Ast auf den andern sprang. Wie sollte es werden, wenn sie einmal die Arbeit vollendet und das Warten auf die Erfüllung ihr lange wird? Immer wird es nicht so bleiben, daß alle ihre Wünsche in der Aussteuer, die doch nicht ihr Endzweck ist, zusammenlaufen. Des

nächsten Wunsches Erfüllung hatten sie — die Mutter und Schwester — dann nicht mehr in der Hand.

In dem Weiberviertel, wo Merkles wohnten, hatten alle Türen und Fenster Ohren. Anna wußte genau, wie über sie geklatscht wurde. „Die Hödrige da macht an ihrer Aussteuer und kein Bräutigam?“

Wie sie sich verrechneten. Der kommt sicher, wenn die Zeit da ist. Warum sollte sie nicht auch begehrt werden, wie andere Mädchen, die welche sitzen geblieben sind, wollten alle zu hoch hinaus, ein Fehler, vor dem sie sich hüten wollte, nicht daß sie den ersten besten nähme. Jetzt käme ihr ein Freier wahrhaft noch zu früh. Sie will ihm alle die schönen Sachen fix und fertig zeigen, das macht Eindruck... So setzte sie sich über die Spötter, die Neider und Besorgten hinweg. Das Getue lächerte sie an. Sie sah ihre besorgten Nachbarn in lustiger Verkleidung über die Straße hopsen. Jeder Tag brachte Anna neues, jeder lehrte sie eine Wunderlichkeit der Menschen kennen. Weil sie nun alle Dinge an ihrer rosenroten und lilafarbenen Hoffnung maß, und alles in die hellen Farben ihrer Sehnsucht kleidete, wollte es ihr oft scheinen, es sähe so aus, als ob alte Weiber in Stöckelschuhen und weißen Schleiern einhergingen. Und das deutete sie ein so lustiger Anblick, daß sie darob oft bei der Arbeit oder beim Spazierengehen mit der Mutter laut auflachen mußte. Fragte jene neugierig, was sie anlächere, sie sehe nichts besonderes, schwieg Anna verdrossen. Die nüchterne Mutter verschleuderte ihr mit solchen Fragen die fröhlichen Bilder ihrer Fantasie.

Eines Tages stieg wie ein Raketenfeuer das Gerücht auf, es sei denn doch etwas an der Sache mit der Jungfer Merkle, sie sei verlobt. Das sprühte und zischelte wie glühende Funken durch die Gassen, man schrie auf vor Lust und Ergötzen, und schaute man hin, war das Glütlein schon erloschen, ohne Brandmal und Aschenrest zurückzulassen. Und so sank auch das Gerücht von ihrer Verlobung wieder in sich zusammen und es wurde still um die Anna. Das Große bedarf zu seiner Vorbereitung der Stille.

Anna war mit ihrer Mutter am großen Schützenfest, wie alle ehrbaren und patriotisch empfindenden Männer und Frauen des Städtchens nach dem Schützenstand hinausgegangen und in der mit Reisig und Epheu, Fahnen, alten Waffen und Rüstungen geschmückten Festhalle eingekehrt. Sie waren da gemächlich abgesehen und hatten sich eine Flasche Wein bestellt von jener Sorte, die sich der Anna ihrer originellen Etikette wegen besonders empfohlen hatte. Auf den Namen gab weder sie, noch die Mutter etwas, es schmeckt, meinte sie, aller Wein bitter auf der Zunge. Aber die Etikette: In einer in sonnigem Rotgelb prangenden Landschaft standen schlanke Bäume und ihre prallen Knospen und die vom jungen Saft geschwellten Leiber verrieten die Frühlingszeit. Zwischen den Baumstämmen waren Rosenguirlanden gespannt, daran hingen der ganzen Flucht nach Herzen, aus denen die Liebe emporflamte. Im Vordergrund auf blumiger Wiese knieten nackte geflügelte Englein und zielten nach den Herzen.

„Diese einfältige Malerei,“ schalt die Mutter. Aber Anna belehrte sie. „Die Englein mit den Pfeilen im Köcher bedeuten die Liebe, von der die Dichter sagen, sie ver-

wunde die Herzen“. Dieser Einfall gefalle ihr ausnehmend für ein Schützenfest.

Unterdessen hatten sie an ihren Tisch Nachbarn bekommen. Ein junger schlanker Mensch mit einer älteren Frau, offenbar seine Mutter. Der Herr hatte das Gewehr neben sich, die Mündung schaute zwischen ihm und der Mutter drohend empor. Er trug einen Kranz auf dem Kopf und die seidnen weißroten Bänder mit Goldfransen baumelten über seine Schultern. Anna hatte die Trophäe gleich bemerkt und hätte die Ehre nicht billig verkauft, am gleichen Tisch neben dem Schützenkönig sitzen zu dürfen. Sie war sicher, daß sie den Schützenkönig vor sich hatte, nicht allein der Kranz, auch sein scharfes Auge unter dunklen Brauen, die hagere Hand mit den langen Fingern und der Ernst, der über seinem bleichen Gesichte lag, bürgte ihr dafür.

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Schützenkönig, zu dem großen Erfolg,“ begann sie und hob ihr Glas.

Der junge Mann lächelte und da erkannte Anna erst seine Jugend und die Schönheit seines Gesichtes. Die Mutter sah ihm ähnlich. Gewiß war sie früher eine schöne Frau. „Sie schätzen diesen Kranz zu hoch ein, Fräulein. Zum Schützenkönig macht er mich noch lange nicht. Solcher Kränze werden an diesem Feste, zu dem sich die besten Schützen aus der ganzen Schweiz drängen, viele errungen. Immerhin ist er mit einem guten Resultat wohl verdient.“ Er reichte den Frauen sein Dienstbüchlein und schlug eine Seite auf. Da sie aber unbeholfen auf die Zahlen starrten, ergänzte er: „In der Kunst in vier Schüssen 378 Punkt.“

„Großartig,“ sagte Anna. Sie war ehrlich begeistert, trotzdem sie keine Ahnung davon hatte, welche Zahlen in vier Schüssen zu erreichen waren.

Die Mutter schien von der Kunst ihres Sohnes weniger begeistert. Sie erwiderte in einem nüchternen und unfrohen Tone, er, ihr Josef, habe auch viel Zeit und Geld mit diesem Schießen verbraucht und er sei öfters ohne Preis, als mit heimgekehrt. Mit dem Geld hätte er sich allweg etwas besseres kaufen können... aber was will man.

„Es ist vom Verdienst meiner Hände Arbeit, Mutter,“ gab er zur Antwort. Anna fügte hinzu: „Es muß eben alles gelernt sein, und je größer und edler die Kunst ist, desto mehr Lehrgeld zahlt man.“

„Aber heute haben Sie doch Freude an ihrem Sohn,“ fragte Frau Merkle, ein wenig neidisch auf die Mutter, die im Ueberfluß besaß, was sie sich einmal auch gewünscht hatte. Und Anna beeilte sich, ihr noch mehr Honig in den Mund zu streichen: Von allen Tischen her schauten sie auf ihn, rühmte sie. Ein über das Anderemal streckte ihm ein Kamerad die Hand entgegen und gratulierte ihm, aber keiner ging von dannen, ohne daß er zugleich auch Anna und Frau Merkle begrüßt hatte, gleich als ob sie irgendwie zusammengehörten.

So gab ein Wort das andere. Der Schütze bestellte eine zweite Flasche und schenkte daraus auch Anna und ihrer Mutter ein, die schon eine Weile bei einem kleinen Rest gefessen waren und nicht loskommen konnten. Die Hütte war mittlerweile von Gästen, Schützen und Landvolk, gesteckt voll geworden und ein lautes fröhliches Festleben schwang über alle Wipfel und Fahnen hinaus. Frau Merkle rief mehrmals: „Jetzt müssen wir aber aufbrechen. Jetzt



Friedrich Dieler: „Der verlorne Schub“. — (Im Museum der Stadt Solothurn.)

Gott! wenn das die Leute vernähmen: Sihen wir drei Glodenstunden an einem Hock im Wirtshaus.“ „Aber Mutter, du erlebst einen so schönen Tag nicht mehr jünger,“ beruhigte sie Anna.

Endlich brachen sie alle vier Personen miteinander auf. Es war Abend, zwischen Tag und Nacht. Bis zum Städtchen war's ein Weg von einer Viertelstunde und zusehends wurde die Dunkelheit dichter, denn die Straße war auf beiden Seiten von Bäumen eingefast, in einiger Entfernung standen Häuser mit erhellten Fenstern und erweckten deutliche Vorstellungen von der Heimeligkeit des häuslichen Herdes. Merkles ließen sich, ohne daß sie daran dachten, führen. Neben dem guten Schützen mit dem Kranz auf dem Kopf und dem Gewehr am Arm hätten sie sich unter Räubern sicher gefühlt. In der Werkgasse blieben sie vor einem engbrüstigen, aus dem Senkel gestohlenen Hause stehen. Josef Strittmatter wohnte da mit seiner Mutter. Sie trennten sich unter vielen Worten und Danken für die Gesellschaft, dann trat die Mutter ins Haus. Josef begleitete Anna heim. Sie und auch die Mutter dachte gar nicht daran, daß es anders sein könnte. Anna lönte wie ein Glöcklein. —

Wie an diesem ersten Abend ein Wort dem andern

die Hand reichte, den Gliedern einer endlosen schimmernden Kette gleichend, so selbstverständlich und in einer Linie liegend waren nun auch die Besuche des Josef Strittmatter im Hause der Frau Merkle. Die Nachbarn tuschelten, die hübsche Aussteuer komme doch noch zur Verwendung. Aber die beidseitigen Mütter schüttelten dergleichen Mutmaßungen wie Staub von den Kleidern. Frau Strittmatter meinte: „Der Josef und heiraten?“ Was wollte er mit dem kleinen Löhli anfangen, wo er's allein brandschwarz aufbraucht und Frau Merkle gab zu erkennen, daß ein Freier um Anna doch bessere Hosen anhaben müßte. Freilich ließen beide durchscheinen, das wäre nicht das letzte Wort. Warum konnte sich der Josef nicht verändern? Dumm war er nicht. Konnte er nicht eine Aufseherstelle bekommen und Lohn und Aussichten verbessern? Sie fürchteten das Ereignis und erwarteten es doch und wußten zum voraus, wenn es eintreffen sollte, wollten sie sich mit ihm als von zwei Nebeln das bessere aussöhnen. Ward Anna gefragt, wann die Hochzeit sei, begann sie wie ein Wölklein in der Sonne zu leuchten und zu schweben. Ihre Antworten aber waren recht spitzig: Etwa „Gefragt hättest, wenn du's nun vernähmest,“ oder: „So geschwind habe ich noch nie etwas vernommen.“

(Schluß folgt.)